

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 17.

Montag, 21. Januar

1929.

(3. Fortsetzung.)

Fräulein Deutschland.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Rosa Porten.

Währenddessen ging Frank mit langen Schritten ruhelos vor dem Gebäude auf und ab. Seine Verstimmung, die er selbst töricht schalt, war fast gewichen; und er hatte die Eigenart des mächtigen Baus auf sein empfängliches Künstlergemüt wirken lassen. Aus Eisen und Glas war hier eine Harmonie geschaffen, ein Hohes Lied auf die alles umfassende Technik unserer Tage. Wer für die Herrschaft des Menschen über die tote Materie, wie sie aus dieser schlanken Eisenkonstruktion zu ihm sprach, die richtigen Töne fände, würde der Musik völlig neue Wege weisen. Warum konnte er es nicht sein? Was fehlte ihm zu dieser hohen Sendung, die er wie kaum ein Zweiter begriff und verstand? ... Woran lag es, daß allem, was er schuf, etwas Altfränkisches, Unmodernes, anhaftete? ... War es sein Bestes in ihm, was sich aus dieser Zeit der Hast und Unruhe heraussehte, zurück in stillere, beschauliche Epochen der Menschheit?

Seine Miene verfinsterte sich wieder. Ein dumpfer Schmerz, den er immer empfand, wenn er über sein Geschick nachdachte, das ihm das Höchste, nach dem er strebte, neidisch verjagte, legte sich wie ein eiserner Keil um seine Stirn.

Wo Thea nur solange blieb? ... Er sah auf die Uhr. Fünfundzwanzig Minuten ließ sie ihn schon hier im Sonnenbrand stehen!

Ein Auto fuhr vorüber, aus dem ein Herr grüßte. Mechanisch zog er den Hut, ohne den Mann erkannt zu haben. Wo hatte er dies vergnügt lächelnde Gesicht schon einmal gesehen? Das Versagen seines Gedächtnisses ärgerte ihn, und er zwang sich zum Nachdenken. War das nicht Direktor Rechmann, der Herrscher dieses Märchen Schlosses, dessen unzählige Scheiben in der Sonne glänzten?

Da das Auto vor der Eingangspforte hielt, beschleunigte er seine Schritte. Richtig, es war Rechmann. Frank, dem er wenig sympathisch war, wollte scharf Kehrt machen. Doch schon rief ihn der Direktor an und der Musiker zwang sich zu liebenswürdigen Antworten auf Rechmanns sprudelnde Fragen. Ich mache Fortschritte, dachte er ingrimmig bei sich; ich nehme schon Rücksichten auf Theas Beruf.

Das Dazwischentreten seiner Verlobten, die mit Kramer jetzt über den plattenbelegten Weg durch den Vorgarten daherkam, machte der Situation, die anfangs ungemütlich zu werden, ein Ende. Rechmann begrüßte Thea mit der ausgeuchten Höflichkeit, die dem zukünftigen Star der Firma gebührte. Die hoheitsvolle Art, mit der sie sich die noch unbehandelte Rechte küssen ließ, verstimmte Frank unendlich. Merkwürdig, stieg es in ihm auf, wie gut sie sich in ihre neue Lage hineinfindet! Ich glaube gar, sie fängt schon an, sich zu pudern ...?

„Fahren die Herrschaften zur Stadt zurück?“ fragte jetzt Rechmann mit einer verbindlichen Verbeugung gegen Willinger. „Wenn Sie eine Sekunde sich gedulden wollen, wird es mir eine Freude sein, sie in meinem Wagen mitzunehmen.“

Willinger zuckte ärgerlich mit den Achseln, so daß Thea, die einen unzeitgemäßen Ausbruch befürchtete, statt seiner antwortete und das Anerbieten mit Dank annahm. Kramer, den es empfindlich kränkte, daß der

Direktor ihn nicht auch zur Mitfahrt aufgefordert hatte, verabschiedete sich zeremoniell von dem Brautpaar und ging, sich in den Hüften wiegend, eiligen Schrittes davon. Thea, die den feuchenden Direktor bereits wieder austauschen sah, trat dicht an Willinger heran.

„Frank, ich bitte dich, sei vernünftig! Denk doch an meine — an unsere Zukunft!“ sprach sie leise, eindringlich.

„Daß es gut sein“, gab er heiser zurück, „wir sprechen nachher darüber.“

Die Heimfahrt in dem bequemen, eleganten Auto war für die Verlobten eine Qual. Rechmann hatte entschieden abgelehnt, als ihm Frank den Platz neben Thea einräumen wollte. Er hatte zwar mit betonter Höflichkeit einen der unbequemen Bordersitze eingenommen, sah aber Willingers Anwesenheit nicht weiter zu beachten, indem er sich mit seinen lebhaften Ausführungen ausschließlich an Thea wandte. Sie war von dem Gespräch so gefesselt, daß ihr das stumme Zwischenpiel entging und sie für Franks wachsenden Mißmut keine Erklärung wußte. Wollte er ihr nur die Laune verderben?

Endlich hatte man die Luisenstraße erreicht. Mit einem flüchtigen Gruß sprang Frank aus dem Wagen und überließ es Thea, Rechmann für seine Liebenswürdigkeit zu danken.

„Der Herr Bräutigam scheint verstimmt zu sein?“, jagte dieser lächelnd, da Willinger bereits in das Haus getreten war.

„Er kann die Hitze nicht vertragen, sie macht ihm leicht Kopfschmerzen. Sie dürfen es ihm nicht übel nehmen, Herr Direktor.“

„Aber, wo werd' ich denn, Thea! Ein Musiker! Mein Gott, man kennt doch die Herren Künstler!“

Er reichte ihr noch einmal die Hand, dann zog er ehrerbietig den Hut und fuhr davon.

Thea trat beklommenen Herzens in den Hausflur. Frank stand, den Hut ins Gesicht geschoben, an das Treppengeländer gelehnt. Versunken starrte er vor sich und Thea mußte ihn dreimal anrufen, ehe er sie bemerkte.

„Frank, Liebster, um Gotteswillen, bist du krank?“

Er schüttelte unwillig den Kopf.

„Daß nur“, sagte er barsch, als sie sich an ihn schmiegte und mit ihrem Mund seine Lippen suchte.

Daß sie wieder in Tränen ausbrach, reizte ihn fast zur Wut.

„Ich bitte dich, hör' mit dem Gesellen auf! Das paßt gar nicht zu deiner neuen, glänzenden Stellung, und außerdem kommen Leute.“

Da wirklich die Türe ging und eine alte Dame ins Haus trat, wischte Thea sich mit dem Taschentuch über die Augen und folgte Frank, der bereits den dunklen, feuchten Hof überquerte. Am Hinterhause angekommen, machte er Halt, gab ihr die Hand und wollte ohne Gruß zurückgehen.

„Willst du denn nicht hinaufkommen, Frank? Mutter erwartet dich doch mit dem Kaffee.“

„Ich kann jetzt nicht, Thea ... Ich habe noch zu tun.“

Er sprach zerstreut und geistesabwesend. Sie sah ihm entsetzt in die Augen, die unheimlich funkelten.

„Über zum Abend kommst du doch? Ja, Frank...? Ich habe mich doch so auf unseren Spaziergang gefreut!“

„Ja! Vielleicht. . . Das heißt . . . Also gut —, ich komme!“

Er gab ihr die Hand.

„Auf Wiedersehen denn! Und laß mich nicht zu lange warten!“

Um ihre wieder hervorstürzenden Tränen vor ihm zu verbergen, stieg sie hastig die Treppe hinauf. Jetzt tat ihm seine Schrockheit leid und er wollte ihr nachhelfen. Doch sie hatte bereits die Wohnungstür erreicht, die er dumpf ins Schloß fallen hörte.

Thea war, um nicht gleich gehört zu werden, gleich in das Schlafzimmer geschlüpft, das sie mit ihrer siebenzehnjährigen Schwester Edith teilte. Sie warf den Hut aufs Bett und trat vor den Waschtisch, um ihre brennenden Augen zu kühlen. Dann setzte sie sich auf das geschweifte, altfränkische Plüschsofa und zwang sich, das Gesicht fest in die Kissen gepreßt, darüber nachzudenken, wodurch sie wohl Franks Stimmung verdorben haben konnte. Sollte Kramer mit seiner dreisten Bemerkung, die er sich vorhin erlaubt und über die sie sich so maßlos geärgert hatte, recht haben? War es nur die Eifersucht, die ihn plagte . . .? Aber, das wäre doch lächerlich! Er mußte doch begreifen, daß die dumme Küsserei, die ihr selbst zuwider war, nur zu ihrer Rolle gehörte. Nun, sie wollte ihm, wenn er kam, den Kopf einmal ordentlich zurechtzücken . . .

Noch vor wenigen Tagen wäre es ihr unmöglich gewesen, so zu denken. Ohne daß sie sich dessen bewußt geworden war, liebte sie in Frank den Retter aus dem Alltag, der sie umgab. Bevor sie Willinger kennen gelernt, hatte sie sich in dem engen Haus ihrer Mutter recht wohl gefühlt, hatte tapfer im Haushalt geholfen, wenn sie aus dem Bureau heimkam und Edith noch über den Schularbeiten saß. Die vielen Deckchen und Kissen, über die Frank so herzlich lachen konnte, hatte sie fast alle selbst gehäkelst, wenn sie abends um den Tisch herumsaßen, die Mutter in ihre Zeitung, die Schwester in einen Band der Klassikerausgabe vertieft, die im Glaschrank der guten Stube stand und die ein „möbliertester Herr“ einmal Frau Lossen als Pfand zurückgelassen.

Allmählich hatte sie gelernt, ihre Umgebung mit Franks Augen zu betrachten. Sie fand die Rippfigürchen, die sie einst stolz ihrer Mutter zu Weihnachten geschenkt, recht geschmacklos, entfernte die verstaubten Bezüge von den Polstermöbeln, — und freute sich still auf die Zeit, da sie nach eigenem Gefallen sich ihre Wohnung und ihr Leben einrichten würde. Die wenigen Tage, in denen man ihr über ihr „unglaubliches Talent“, ihre „wundervolle Erscheinung“ Komplimente gesagt, hatten genügt, ihr die bisherige Umgebung zu verleiden. Sie glaubte nicht mehr atmen zu können, wenn sie den Gang betrat, aus dem der schwere Küchendunst nicht zu bannen war, da Frau Lossen, die mit den zunehmenden Jahren schwerhörig wurde, die Türe stets offen ließ, um die Flurklingel zu hören. Auch jetzt wieder, als sie aus dem Schlafzimmer trat, um zu den Türen hinüber zu gehen, preßte sie das Taschentuch fest gegen das Naschen.

Im Wohnzimmer fand sie die Mutter über ihrem Stricktrumpf eingenickt. Um sie nicht zu stören, setzte sie sich neben Edith, die sich mit ihren Büchern auf dem Eßtisch breit gemacht hatte und mißmutig an ihrem Federhalter kaute.

„Tag, Kleines!“ sagte sie halblaut. „Bist du fleißig?“

„Guten Tag, Thea! Kannst du mir ein bißchen helfen. Ja . . .? Wie fein du riechst! Gib doch mal her.“

Sie nahm der Schwester das Taschentuch aus der Hand und roch daran.

Dann saßen sie schweigend eine Weile zusammen, jede mit ihren Gedanken allein, die sie weit, weit weg aus dem niedrigen Zimmer führten . . .

Die schwarze Lore, die bei Miriam Holm nicht nur als Jose diente, sondern auch die Vertraute ihrer Herrin war, hatte auf dem breiten Balkon den Abendbrotisch für zwei Personen gedeckt. Neben der kristallinen Bowle glühten dunkle Rosen in geschliffenen Stengelgläsern und mischten ihren Duft mit dem der blühenden Linden, die wie Schildwachen vor der Villa der berühmten Künstlerin standen.

Lore prüfte kritischen Blicks noch einmal ihr Werk. Sie war zufrieden. Der würzigen Bowle hatte sie auf Miriams Geheiß das dorrnelte Quantum französischen Kognats beigemischt und beim Decken des Tisches besonders das Anheimelnde betont. Es mußte ja mit dem Teufel zugehen, wenn es da nicht gelingen sollte, Kramer, den schlauen Fuchs, zum Schwachen zu bringen . . .

Jetzt trat Miriam, die fast überschulanten Glieder in ein leichtes Gewand gehüllt, aus dem Speisesaal auf den Balkon hinaus. Wenn sie nicht sprach, konnte man sie für eine vornehme Dame halten, so sicher wußte sie aufzutreten. Nur ihr Dialekt, den sie nicht verleugnen konnte, und die Grammatik, mit der sie auf ziemlich gespanntem Fuße lebte, verrieten, wo ihre Wiege einst gestanden hatte. Elf Jahre waren es jetzt her, seit sie als Minna Scholz die kinderreiche Portierloge des Vaters verlassen, um ihr Glück in der Welt zu machen.

Als Choristin in einem kleinen Vorstadtheater hatte sie begonnen, war dann zum Varieté gekommen und hatte es nicht verschmäht, während ungünstiger Zeiten ihr Brot als Hotelmädchen zu verdienen. Ein wohlhabender Kaufmann, der sie damals kennen lernte, hatte sie dann an ein hauptstädtisches Theater, dessen Hauptaktionär er war, empfohlen, und von dort aus hatte sie sich durchgesetzt. Sie wirkte ja ganz nett auf der Leinwand, und Reichmanns planmäßige Reklame tat das übrige. Besonders bei den Kunden, den Lichtspieltheaterbesitzern, die zum Einkauf in die Hauptstadt kamen, war sie recht beliebt.

Die beiden Frauen, die Tage der Not und des üppigsten Wohllebens schweifterlich geteilt und darum vertraulicher miteinander standen, als es sonst zwischen Herrin und Hausgehilfin üblich ist, lehnten zusammen über die Balkonbrüstung.

„Ich finde, der Herr Regisseur läßt lange auf sich warten“, sagte die Jose spitz. „Es schläft eben halb neun!“

„Meinst du, daß er überhaupt noch kommt? Lore, ich bin überzeugt, sie haben eine andere gefunden. Siehst du, ich habe doch recht — wenn man von Schimmel träumt, das bringt Unglück.“

Lore trat jäh vom Geländer zurück.

„Da kommt er ja!“ sagte sie, mit dem Daumen über die Schulter nach links zeigend.

Richtig, es war Arthur Kramer, der in die Straße einbog. Das leichte Wiegen seiner Hüften war unverkennbar. Miriam wollte gleichfalls rasch zurücktreten, um den Anschein, als habe sie nach ihm ausgesehen, zu vermeiden. Aber schon zog Kramer den Hut und nickte verbindlich hinauf.

„Du mußt entschuldigen, Miriam, daß ich mich etwas verspätet habe“, sagte er, nachdem er ihr die Hand geküßt und ihr gegenüber auf dem Balkon Platz genommen. „Es ist einfach furchtbar, was ich jetzt zu tun habe! Ich wollte dir gern ein paar Blumen mitbringen, aber, als ich aus der Bude kam, waren natürlich alle Läden schon geschlossen.“

In Wahrheit war er absichtlich noch ein wenig durch den Tiergarten gebummelt, um eine bequeme Ausrede zu haben, wenn er ohne Blumen zu der verwöhnten Künstlerin kam. Wenn ein Besuch kein sicheres Geschäft für ihn versprach, scheute er ängstlich jede Speise. Je länger er darüber nachgedacht, um so besser schien es ihm, sich an den neu aufgehenden Stern zu halten. Seine Klugheit verbot ihm aber, das schmutzige Wasser auszugießen, ehe er sauberes hatte, wie er sich respektlos in seinen Selbstgesprächen ausdrückte. Und so hatte er beschlossen, sich die Holm warm zu halten, falls mit der Lossen doch nichts werden sollte. (Fortf. folgt.)

Der Überfall auf die Fazenda.

Von Franz Donat.

Aus dem soeben erschienenen neuen Buch Franz Donats „Georg und Isabella“, in welchem die Abenteuer und Schicksale zweier in der Wilsons verirrter Menschenkinder zu einem fesselnden Gemälde von Kampf und Liebe formt, bringen wir mit Erlaubnis des Verlags Strecker und Schröder (Stuttgart) nachstehend eine Leseprobe.

Der skurrile Führer rieb sich die Hände und rief seinen Leuten zu: „Heute gelingt uns ein großer Schlag. Hier in nächster Nähe liegt eine reiche Fazenda, und ihr habt gehört, was unser Freund Gaidino zu berichten wußte.“

„Das Beste habt ihr noch gar nicht gehört“, rief Gaidino ein, „ihr seid eben Glückswilse.“

Heute morgen ist ein Viehhändler aus Sao Paulo mit zwei Knechten auf der Fazenda eingetroffen, der dreihundert Ochsen kaufen will. Ich hörte den Capataz mit ihm verhandeln. Er wird allerdings ohne die Ochsen weiterziehen müssen, weil der Patron nicht zu Hause ist. Geld hat er aber sicher bei sich, denn jeder weiß, daß es ohne Geld bei dem Obersten keine Ochsen gibt, seit ihm der Mineiro mit vierhundert durchgebrannt ist.“

Den Räubern funkelten bei der Aussicht auf solch reiche Beute vor Habgier die Augen. Wollte der Händler dreihundert Ochsen kaufen, so mußte er selbst in Mattio Grosso, wo das Vieh billig ist, seine dreißig bis vierzig Contos dafür bezahlen.

Den Führer schien das Geld weniger zu reizen, denn er erkundigte sich bei dem Späher: „Weißt du auch ganz bestimmt, daß das Mädchen auf der Fazenda ist?“

„Ich habe es ja mit eigenen Augen gesehen und mit ihm gesprochen“, versicherte dieser fast gekränkt.

„Es stehen uns aber nicht nur vier, sondern sieben Männer gegenüber“, mischte sich jetzt der Mulatte ein.

„Ihr könnt ja abwarten, bis sich die Leute, die nicht auf die Fazenda gehören, entfernt haben“, meinte der Gaidino spöttisch.

Aber davon wollten die Leute nichts hören, denn es war ja gerade der Viehhändler, der sie jetzt am meisten lockte.

Der Mulatte, der Bedenken hatte, den Überfall gegen eine so starke Besatzung zu wagen, schlug vor, dem Viehhändler aufzulauern, und erst wenn dieser erledigt sei, gegen die Fazenda vorzugehen.

Doch der Führer rief leidenschaftlich: „Und wenn sie von hundert Teufeln verteidigt wird, diese Nacht muß sie in unsere Hände fallen.“

Seine Leute hatten sich aus der Korbflasche schon gehörig Mut eingegossen und jubelten ihm begeistert zu.

Georg wollte unter keinen Umständen an dem Überfall auf die Fazenda teilnehmen und wandte sich deshalb an den Räuberhauptmann: „Ihr schleppt mich als Geißel mit, und ich habe mich bisher willig gefügt. Wenn Ihr aber die Fazenda überfallen wollt, so muß ich bitten, mich hier zurückzulassen, meinetwegen unter Bewachung, wenn Ihr glaubt, daß ich fliehen könnte.“

Der Räuber lachte roh. „Dabei sein sollst du, feiger Gringo, Pulver sollst du schlucken, daß du schwarz im Bauch wirst.“

Diese Gemeinheit nahm Georg jede Befinnung. Es war ja schließlich gleich, ob er sich von Leuten, die die Fazenda verteidigten, wie ein Verbrecher erschießen ließ, oder ob ihn der vor ihm stehende Verbrecher ermordete.

„Elender Kerl“, brüllte er, „auf keinen Fall werde ich bei eurem Verbrechen mitleiden.“

Dieser Wutausbruch hatte ihm das Leben gekostet, wenn nicht einige Räuber ihrem Führer, der die Waffe zog, in die Arme gefallen wären.

„Laß ihn heute noch leben, wir brauchen ihn noch. Es werden doch wohl Weiber auf der Fazenda sein, und da muß er uns zum Tanze aufspielen, wenn alles erledigt ist“, riefen sie lachend.

Ein beschwichtigender Blick des Deutschen gab Georg die Beherrschung zurück.

Sie wollten doch gemeinsam fliehen. Am Ende war der andere schon mit seinem Fluchtplan fertig, und sie konnten bei dem Überfall unbemerkt entkommen.

Der Mond war unterdessen blutrot hinter dem Walde herausgestiegen und beleuchtete gespenstisch die sich zum Aufbruch rüstenden Räuber. Georg ließen sie nicht mehr aus den Augen, und als sie in den düsternen Waldpfad einbogen, der nach der Fazenda führte, nahmen sie ihn in die Mitte.

Obwohl die Räuber alle ziemlich angetrunken waren, so glitt der unheimliche Zug doch fast lautlos durch die Stille der Nacht, die nur ab und zu durch den Klageruf einer Eule oder das Schnauben eines Pferdes gestört wurde.

Der Raubtierinstinkt, mit dem die Räuber vorgingen,

ließ ihren Anmarsch auf die Fazenda wie eine riesige, sich an die Beute heranschleichende Bestie erscheinen.

Nach etwa einer halben Stunde endete der Wald, und offene Steppe breitete sich aus.

Der Mond stand jetzt als eine blendende Scheibe am Himmel. Ungefähr fünfhundert Meter vom Walde entfernt standen hinter weißleuchtenden Palisaden die Gebäude der Fazenda und erhoben sich dunkel aus der silberglänzenden Landschaft.

Das vereinzelte Blitzen eines Kindes mischte sich in das sanfte Wehen der träumenden Steppe. Wie Schatten glitten die Räuber von ihren Pferden herunter und banden sie am Waldrande mit Striden und Lässen an Büschen und Bäumen an.

Der Führer trat vor Georg hin und zischte im Flüster-ton: „Versuchst du einen Verrat zu begehen, so stoße ich dir das Messer in den Hals.“

Der Zauber der nächtlichen Landschaft, vermischt mit dem Grauen der Stunde, benahmen Georg schier das Denken und machten ihn willenlos schwach. In Reih und Glied, als mühte es so sein, marschierte er mit auf die Palisaden los.

Hinter diesen erhob sich ein wütendes Hundegebell, das der Führer mit einem grimmigen Fluche beantwortete. Er war der letzte im Zuge und hatte den Hut tief ins Gesicht gedrückt.

Die Fazenda bestand aus zwei Häusern und mehreren offenen Schuppen, die dem Vieh zeitweise als Unterstände dienten.

Das größere von den Häusern, das aus Steinen gebaut und mit Schindeln gedeckt war, das Herrenhaus. In dem kleineren, mit Gras bedeckten Lehmhaus schliefen die Knechte und die Gäste.

Als die Räuber bis auf zwanzig Meter an die Palisaden herangekommen waren, trat ein Mann aus der Knechtswohnung und gebot den Järrnenden Stillsitzen. Er fragte die herannahenden Leute, wer sie seien und was sie zu dieser Stunde hierherführten.

Da trat der Mulatte vor: „Wir gehören zu einem Patriotenkorps und haben uns verirrt. Den ganzen Tag haben wir nichts zu essen gehabt. Wir wollen uns einige Lebensmittel erstehen: Fleisch, Mandiofamehl und Salz. Nachdem wir alles bar bezahlt haben, ziehen wir weiter.“

„Wenn ihr bis jetzt nicht verhungert seid, so könnt ihr auch aushalten, bis es Tag ist“, rief der Mann über die Palisaden herüber und wollte sich entfernen.

Der Führer sah damit seinen Plan, die Fazenda mit List zu nehmen, vereitelt und befahl, auf ihn zu schießen.

Vier bis fünf Schüsse blühten auf, und der Knecht brach im Feuer zusammen.

Jetzt trachten auch Schüsse aus der Knechtswohnung, aber sie verfehlten im unsicheren Mondlicht ihr Ziel.

Nun gaben die Räuber Salve um Salve auf die unsichtbaren Gegner ab.

Die Stahlmantelgeschosse der Mauer- und wohl auch die schweren Bleikugeln der Winchestergewehre mußten die dünnen Lehmwände der Knechtswohnung durchschlagen haben, denn man hörte Verwundete stöhnen und schreien.

Drei Männer flohen aus dem beschossenen Gebäude dem Herrenhause zu. Zwei davon fielen, ehe sie es erreichten. Der dritte schlüpfte durch eine sich blüh schnell öffnende Tür.

Mehrere Räuber kletterten jetzt über die Palisaden und entfernten die starken Balken, mit denen das Tor zugelegt war. Die riesigen Wolfshunde, die den Eindringlingen entgegenstürzten, blühten ihren Mut mit dem Leben.

Nun stürmte die ganze Räuberbande auf das Herrenhaus los. Eine Greisin erschien in der Tür.

„Um Gottes willen, Leute, schont unser Leben“, bat sie mit zitternder Stimme, „nehmt alles, was wir besitzen, aber um der Heiligen...“

Der Räuberhauptmann war vorgesprungen. „Kennst du mich?“ schrie er die Greisin an und stieß sie vor die Brust, daß sie mit einem Behlaut zu Boden stürzte.

Dann drängte sich die ganze Räuberbande ins Innere des Gebäudes, das durch eine Tischlampe erleuchtet war.

Der Mann, der aus der Knechtswohnung fliehend das Herrenhaus erreicht hatte, warf sich den Räubern entgegen, von denen einer im Feuer seines Revolvers sofort zusammenbrach.

Aber da hatte den Tapferen auch schon sein Schicksal ereilt; ein Kolbenhieb streckte ihn nieder.

Georg hätte in dem Tumult vielleicht entfliehen können, denn es achtete wohl kaum noch jemand auf ihn. Er war jedoch wie betäubt. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er einem solchen Blutbad beizuohnte.

Das Schreien und Zöhlen der Leute, die jetzt die Kasten und Schränke erbrachen und in wilder Habsucht nach dem Gelde suchten, das der Viehhändler wohl im Herrenhause zur Aufbewahrung abgegeben hatte, schlug wie ein verworrenes Tosen an sein Ohr.

Der Führer der Bande, der in einem Nebenzimmer herumstoberte, zerrte jetzt zwei wehflagende Frauen hervor. „Wo hält sich Isabella versteckt?“ knirschte er wütend. „Sie ist bei ihrem Vater“, jammerten die Frauen. „Lügt nicht, elende Weiber!“

Er würgte eine von ihnen am Hals, daß sie röchelte, doch mit keinem Laut verriet sie das Versteck ihrer jungen Herrin.

Ein teuflischer Gedanke war im Hirn des Führers entstanden. Als er sah, daß selbst Todesdrohung die Frauen nicht zu bewegen vermochte, das Versteck des Mädchens zu verraten, hob er die noch kraftlos am Boden hockende Greisin auf und setzte ihr die Pistole auf die Brust.

Die Frauen kreischten entsetzt. „Er ermordet die Mutter unseres Herrn, heilige Jungfrau, er ermordet die Mutter unseres Herrn.“

„Soll ich stöhnen oder wollt ihr jetzt aufstehen, wo Isabella steht?“ grinst der Unhold wild.

Ehe die entgeisterten Frauen zu einem Entschluß kamen, hob sich eine Däse im Fußboden, und ein junges, totenblaßes Geschöpf mit angstverzerrten Zügen kam zum Vorschein und warf sich dem Elenden vor die Füße.

„Bist du vor mir in ein Maulloch getrocknet?“ stieß er mit teuflischem Lachen hervor.

Das Mädchen flehte erbarmungswürdig mit erhobenen Händen, daß selbst die heutzutageigen Räuber einen Augenblick stuhnten. Doch ihr Führer brüllte: „Die gehört mir, alle könnt ihr sie doch nicht auf einmal haben. Nehmt, was ihr findet und laßt euch von den Weibern sagen, wo der Paulistauer sein Geld aufgehoben hat. Morgen gehört sie euch der Reihe nach.“

Als die Unglückliche hörte, welches Schicksal ihr von dieser menschlichen Bestie drohte, stieß sie einen Schrei aus, wie ein Tier, das unter den Zähnen eines Panthers verzweifelt endet. Einen Schrei, so schrecklich, daß er die Nebel zerriß, die Georgs Hirn umspinnen hatten.

Der Räuberhauptmann nahm das sich wie wahnsinnig wehrende Mädchen auf die Arme und eilte durch den hinteren Ausgang des Hauses ins Freie.

Nur noch ein hilfloses Wimmern entrang sich der Brust des unglücklichen Geschöpfes.

Die übrigen Räuber waren alle nach der Knechtswohnung gestürzt, wo sich der Viehhändler befinden sollte. Sein Geld trug er bei sich, denn er war auf der Fazenda bekannt und wußte, daß die Knechte, mit denen er zusammen schlafen mußte, rechtschaffene Leute waren.

Georg sah sich nach dem Deutschen um, den er um Hilfe bei der Rettung des Mädchens bitten wollte, und fand ihn am Ende des Saales hockend und an die Wand angelehnt. Mit der Hand hielt er sich eine Brustwunde zu, die ihm ein Schuß des letzten Verteidigers der Fazenda beibrachte hatte. Sein Gesicht war kreideweiß, seine Augen waren geschlossen.

Georg bemühte sich erst gar nicht um den Sterbenden, denn diesem Bedauernswerten war nicht mehr zu helfen. Er ergriff das am Boden liegende Gewehr des tödlich Getroffenen und stürzte dem Räuberhauptmann nach.

Ganz von seinem Raub in Anspruch genommen, hatte der Schurke nicht mehr Auge und Ohr für seine Umgebung und merkte nicht, daß ihm jemand folgte. Er stieß in den hinteren Paskaden ein kleines Tor auf und nahm seinen Weg auf eine Gruppe Orangenbäume zu, unter denen sich ein höhlenartiger Schatten ausbreitete.

Mit ein paar Sprüngen war Georg dicht bei ihm.

„Gib das Mädchen frei!“ schrie er den Räuber an. Der ließ seine Last fallen, drehte sich blitzschnell um und griff nach der Waffe, um aber im gleichen Augenblick unter dem Kolbenhiebe Georgs lautlos zusammenzubrechen.

Noch nie hatte Georg einem Menschen ein Härchen gekrümmt, höchstens einmal bei einer Schlägerei ein paar Boxhiebe ausgeteilt. Als aber jetzt der Räuber vor ihm am Boden lag, kam es wie ein Rausch über ihn. Der ganze Haß, den er seit der Ermordung seines Dieners in sich trug, entlud sich, und wie ein Toller schlug er auf den Schädel des Räuberhauptmanns ein.

Das Jöhlen, das jetzt von der Fazenda herüberschallte, mahnte ihn, sich mit seinem Schützling in Sicherheit zu bringen.

Er hing sein Gewehr über die Schulter und hob das Mädchen auf, das sich in einem halbbetäubten Zustand befand.

„Wo hin nun mit ihm?“ — Er überlegte einen Augenblick. Auf alle Fälle mußte er mit ihm fliehen, denn ein in der Nähe liegendes Versteck konnten die Räuber schnell entdecken. Zum Glück hatten sie keine Wagen ausgestellt, nicht einmal bei den Pferden. Durch den Waldmenschen,

der als Späher auf der Fazenda gewesen war, wußten sie, daß alle auf hundert Kilometer im Umkreis befindlichen Truppen nach dem Westen zur Verfolgung der Rebellen aufgebrochen waren. Arglos hatten es ihm die Knechte der Fazenda erzählt, und die Räuber wußten sich nun sicher vor jedem Feind, der sie bei ihrer Untat hätte überraschen können.

Georg suchte jetzt zu den Pferden zu gelangen, um eins davon zu seiner Flucht zu benützen. Als er, mit dem Mädchen auf dem Arm, sich dicht an die Paskaden haltend, am Herrenhause vorbeikam, drang aufgeregtes Geschrei aus dem Innern des Gebäudes. Die Bande verteilte gerade das Geld des Viehhändlers unter sich. Für die nächste Viertelstunde waren die Verbrecher gewiß von dem Raub in Anspruch genommen, und er war sicher vor ihnen.

Unbeobachtet kam Georg zu den Tieren. Er löste rasch sein Maultier vom Lasso und schwang sich, mit der leichtesten Gestalt des Mädchens über der Schulter, in den Sattel. Dann setzte er seinen Schützling vor sich hin und ritt davon.

Welt u. Wissen

* **Kein Schnupfen am Nordpol.** Ihr, die ihr an dem Schnupfen in jeder Form leidet, denen die Verstopfung der oberen Luftwege das Leben verbittert, und der Verbrauch an Taschentüchern das Budget aus der Balance bringt: Auf zum Nordpol! Alle Autoritäten, also jene tüchtigen Forscher, die jahrelang in Nacht und Eis gelebt haben, behaupten, daß es für die Gesundheit keine bessere Gegend auf der Welt gäbe. Sie halten das für ein Paradox oder für einen schlechten Scherz? Hören Sie die prominenten Zeugen! Als William Conway mit seinen Genossen seine berühmte Expedition nach Spitzbergen unternahm, war er dauernd furchtbaren Schneefällen und einem dichten feuchten Nebel ausgelegt. Trotzdem erkältete sich kein Mitglied der Expedition. Aber sowie man etwas weiter südlich kam, also Gegenden berührte, die mit der Zivilisation im Konnex geblieben waren, fing die ganze Gesellschaft an zu husten und zu niesen. — In den drei Jahren, die Ransen mit seinen Genossen in den nördlichsten Teilen der Erde verbracht hat, ist nicht ein einziger von seiner Gesellschaft von einem Schnupfen oder sonst einer Erkältung befallen worden. Sowie man aber die Küste von Norwegen wieder berührte, erkältete man sich entsetzlich. Dieselbe Erfahrung machten die Mitglieder der Expedition Jackson-Harmsworth. Es scheint, als sei der Schnupfen und seine Nebenerkrankungen ein Übel, das einzig und allein den Kulturmenschen der gemäßigten Zone referiert bleibt.

* **1928, ein Rekordjahr für Gretna Green.** Für die berühmte Schmiede in dem dicht an der englischen Grenze gelegenen schottischen Städtchen Gretna Green, dem willkommenen Treffpunkt aller Liebespaare, die auf dem üblichen Weg nicht in den Hafen der Ehe einlaufen können, war das Jahr 1928 ein Rekordjahr. Betrug doch die Zahl der am Schmiedeambo vollzogenen Trauungen im Durchschnitt vier für jede Jahreswoche. Die ehelustigen Paare rekrutierten sich zumeist zwar aus Schottland, manche kommen aber auch aus England und selbst aus Amerika. Eine Trauung in Gretna Green braucht heute nicht mehr als heimliche Ehe zu gelten, die das Tageslicht zu scheuen hat. Das englische Gesetz vom Jahre 1857 stellte zwar der Flucht englischer Paare über die Grenze Hindernisse in den Weg, indem es die Anerkennung der geschlossenen Ehe von gewissen Bedingungen abhängig machte, ließ im großen und ganzen aber das alte schottische Gesetz unberührt, nach dem die Ehe als gesetzmäßig zu gelten hat, wenn die Brautleute 21 Tage vor der Eheschließung in Schottland Aufenthalt genommen haben. Die Trauung vollzieht sich nach folgendem Zeremoniell: Nachdem sich der als Priester fungierende Schmied vergewissert hat, daß der Bedingung des einundzwanzigtägigen Aufenthaltes in Schottland Genüge geschehen ist, richtet er an die Brautleute die Frage, ob sie ledig seien, und, falls sie minderjährig sind, die weitere Frage, ob sie die Zustimmung ihrer Eltern besäßen. Nach befriedigender Antwort reichen sich Braut und Bräutigam über dem Ambos, auf dem eine Bibel liegt, die Hände. Der Schmied wendet sich dann an die Brautleute mit der Frage, ob er oder sie willens seien, die Ehe miteinander einzugehen. Nach dem bindenden Ja erklärt er das Paar für rechtmäßig verheiratet. Die beiden notwendigen Zeugen sind leicht zu beschaffen. Die Trauungsgebühr des Schmiedes beträgt in der Regel 1 Pfund Sterling. Neben dieses Schmiede besteht in Gretna Green übrigens noch eine andere Betrugsstelle, das „Old Toll House“, das auf eine ungleich längere Geschichte zurückblickt.